

Kultur und Kulturpflege

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **36 (1961)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-322748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur und Kulturpflege

«Kultur bezeichnet die Gesamtheit jener Werte und Sinngefüge, die der menschliche Geist in seiner Gesamtentwicklung zu schaffen vermochte, so Religion, Sprache, Dichtung, Wissenschaft und Technik, Recht, Kunst, wirtschaftliche und berufliche Formen, politische Gebilde wie Gemeinde und Staat. In individuellem Sinn bedeutet Kultur Veredlung durch Ausbildung seiner Seelen- und Geisteskräfte und die daraus sich ergebende geprägte Lebensform, während mit Zivilisation die bloße Aneignung äußerlicher Formen bezeichnet wird.» (Lexikon der Pädagogik, 1951.)

Das Wort Kultur deckt also keinen einheitlichen Begriff: Man mag an ein bestimmt gerichtetes Sichbemühen denken und an das Ergebnis, den kultivierten Menschen. Kultur liegt aber auch objektiv in den kulturellen Einrichtungen vor und in jenen Dingen, die man vielleicht besser die Kulturgüter nennt. Diese letztern sind Kulturgüter allerdings nur für den, der sie bewußt als Kulturmensch erlebt und wertet. Ein Volk mag reich an (ererbten!) Kulturgütern sein und doch arm an Kultur.

Unter cultura (agri) verstand man ursprünglich einfach den Ackerbau, und diese Bedeutung wirkt nach. Die mit der Urbarmachung des Bodens verbundene Seßhaftigkeit und alle jene Bemühungen, die etwa zur Erfindung des Pfluges führten, mögen den Menschen zwar nicht von der Kulturlosigkeit zur Kultur, wohl aber von einer einfachern zur höhern Kultur emporgeführt haben. Wie gut würde es zum Sinnwandel des Wortes passen, wenn der kreisrunde Dreschplatz, wie man behauptet, der älteste Theaterboden der Antike gewesen wäre.

Das Wort Kultur findet man in vielen Sprachen, aber eigentlich selten mit unserer Bedeutung. Bei Littré lese ich: «Culture: Action de cultiver, de soumettre la terre, les plantes, à certains soins pour favoriser l'action de la nature.» Nur im übertragenen Sinn spricht man von einem «esprit sans culture» oder von der «culture des sciences, des beaux-arts», was man am besten mit «Pflege» der Wissenschaften und der Künste übersetzt. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß der Ursprung unseres Wortgebrauches auf ähnlicher bildhafter Verwendung beruht.

Im deutschen Sprachgebiet hat man sich seit einigen Jahrzehnten daran gewöhnt, Kultur und Zivilisation als schärfste Gegensätze aufzufassen. Zivilisation verhalte sich zur Kultur wie etwas Äußerliches zu etwas Innerlichem,

wie Gemachtes zu Gewordenem, wie Mechanismus zu Organismus, wie das Mittel zum Zweck. Die fortschreitende Naturbeherrschung, die Rationalisierung des Lebens, die moderne Technik usw. bedrohen tatsächlich das, was man im besten Sinn zur Kultur rechnet. Während diese mehr oder weniger an eine bestimmte Zeit, an ein bestimmtes Volk und sogar an eine bestimmte Landschaft gebunden ist, läßt sich die Zivilisation auf jeden übertragen, ob er kultiviert sei oder nicht; sie ist sozusagen heimatlos. Aber die *Erfindung* einer Maschine gehört doch auch zur geistigen Kultur. Aller verhaßten Rationalisierung zum Trotz gibt es doch eine Verstandeskultur, die wohl zum Verstandeskult entarten mag, aber nicht muß. Angst und Mißtrauen gegenüber der Zivilisation läßt uns ganz vergessen, daß die Übergänge von der Kultur zur Zivilisation fließend sind. In den meisten Sprachen versteht man unter Zivilisation ungefähr das, was wir mit Kultur bezeichnen. «Civilisation», heißt es zum Beispiel, «avancement de l'humanité dans l'ordre moral, intellectuel, social etc.» Und weiterhin lesen wir: «Etat de ce qui est civilisé, c'est-à-dire ensemble des opinions et des mœurs qui résulte de l'action réciproque des arts industriels, de la religion, des beaux-arts et des sciences.» (Littré.)

Bildung und Schulung hängen mit der Kultur zusammen: Schulung möchte vorzugsweise der inneren Bildung oder Vervollkommnung dienen; Bildung hingegen – ein Grundbegriff der Erziehungswissenschaft seit Pestalozzi – sollte die Formung der Seele und des Geistes durch die Kultur und zur Kultur bedeuten.

*

Die Kultur ist immer ein Ganzes und muß als Ganzes bewertet werden. Es hilft dem Einzelnen und der Allgemeinheit nichts, in einer Sparte des Lebens kultiviert sein zu wollen, in einer andern nicht. Selbstverständlich sind die kulturschöpferischen Fähigkeiten sehr verschieden verteilt, aber der Wille zur Kultur muß uns in jeder Hinsicht durchdringen. Ein Land, das nur pflegt, was irgendwie augenfällig wirkt und seinem kulturellen Renommée nützt, wird zuletzt seine Kultur verlieren, mag es Rußland oder das nationalsozialistische Deutschland sein. Natürlich braucht ein Maler nicht gleichzeitig ein Musiker zu sein, ein Wissenschaftler kein Maler, ein Heiliger kein Wissenschaftler; ja es kann geradezu zum Wesen echter Bildung gehören, auf gewisse Entfaltungsmöglichkeiten zugunsten anderer zu verzichten. Aber alles muß im Rahmen einer großen, allgemeinen Kultur geschehen.

Die Kultur ist höchst subjektiv, denn man vollendet in sich nur immer die eigene Persönlichkeit; aber sie ist zugleich und scheinbar widerspruchsvollerweise auch wieder höchst objektiv, da mit ihr und in ihr – nach Hegel – der

subjektive Geist mit der Bewegung überpersönlicher Geistesmächte eins wird.

Seit Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» weiß man: Wahre Kultur baut sich auf der Herzenskultur auf. Sie hat auch am religiösen Leben des Menschen teil; wiewohl hier gelegentlich Spannungen entstehen, weil sie die Neigung besitzt, eigengesetzlich zu werden. Ein Recht zur Eigengesetzlichkeit wird aber der Kultur aus religiösen Gründen gewöhnlich abgesprochen. Es kann zum «Kulturkampf» kommen. Wenn sich aber die «Kultur» durch den Staat gegen die «Kirche» ausspielen läßt, ist die Gefahr des Mißbrauches groß. So ist die «Kultur» im Deutschland der tausend Jahre und im heutigen Rußland zum Kampfmittel und zum Opfer einer letzten Endes kulturlosen Zivilisation geworden.

Die Kultur ist nicht bloß ein Überbau oder, wie es einer drastisch ausdrückte, «die Summe der Fettaugen, die auf der Suppe schwimmen». Sie durchdringt alle menschlichen Verhältnisse und Bemühungen wie ein Sauerzeug und fängt nicht erst an der Universität, im Theater, beim teuren Buch an, sondern bei der einfachsten Wechselrede am Familientisch. Sie ist auch nicht bloß die Angelegenheit glücklicher Zeiten, da die Bestie Mensch gleichsam gesättigt ist und sich Kultur als Luxus leisten kann. «Zuerst das Fressen, dann die Moral», das ist die «Moral» der Dreigroschenoper. Zuerst das Fressen, dann die Kultur, möchte man verallgemeinern. Aber die Dreigroschenoper hat unrecht, wiewohl die Not Kunst und Sittlichkeit erschweren, ein gewisser Wohlstand sie (vielleicht nur äußerlich und scheinbar!) fördern mag.

Mit dem Menschen wurde die Kultur geboren; sie unterscheidet ihn von den Tieren. Es gibt keine kulturlosen wirklichen Menschen, wie schon die Felsenzeichnungen der Altsteinzeit und deren Deutungen beweisen. Besonders die Zeit der Romantik entdeckte beim scheinbar kulturlosen «Volke» herrlichste Kultur. Sie erkannte in den Volkstrachten, im Volkslied, in den Märchen und überhaupt in der Sprache der einfachen Menschen mehr als nur «versunkenes Kulturgut».

Daß alle an ihr teilhaben sollen, braucht nun aber gar nicht zu bedeuten, daß man die «Kultur» jedem gewissermaßen in gleichen Portionen zuteile; daß jeder ins Theater gehe und jeder die gleiche Schulung genieße. Diese «Kultur der Massen» wäre der Entropie der Physiker zu vergleichen: Anwachsen der Entropie führt zum «Wärmetod» der Welt; Anwachsen jener «Massenkultur» zum Kulturtod. Nein, echte Kultur muß immer dem einzelnen Menschen gemäß sein, sie kann nicht wie Geld verteilt werden. Die Spannungen und das Kulturgefälle vom höchstkultivierten zum einfachsten Geist sollen nicht aufgehoben werden.

Damit ist auch etwas gesagt, was für die örtliche Kulturpflege wichtig ist:

Es gibt nicht nur die hohe Kultur und die hohe Kunst im besondern. Von der liebevollen, aber schlichsten Bemühung und ihrem Werk muß jede Stufe bis zum Werk des Genies vertreten sein. «Die hohe Kunst braucht die Stufen, auf denen sie emporsteigen kann, wenn sie nicht in turmhafter Isolierung sich verlieren und verzehren will» (Oskar Bauhofer). Sogar der einzelne hochkultivierte Mensch findet in sich die ganze Stufenfolge. Ich kenne jedoch Verächter der niedrigeren Stufen, die Mozarts wegen schon einen Haydn verachten, die Söhne Bachs aber des Vaters wegen; die nur die höchsten Namen in der Literatur gelten lassen, hingegen genau wissen möchten, wie das eigentlich mit der Frau von Stein und Goethe gewesen war ... Es hat keinen Sinn, über das Dorftheater zu schnöden, weil es doch nie an ein Stadttheater hererreiche; wohl aber ist es sinnvoll dafür zu kämpfen, daß es in der Huldigung an jeden Schmarren sich nicht selbst erniedrige. Es hat auch keinen Sinn, auf die eigene musikalische Betätigung zu verzichten, weil man alles besser im Radio haben kann, wo besonders Begabte das annähernd Vollkommene bieten, ohne uns den Schweiß monatelanger Vorbereitungen zu verraten.

Die Kultur ist etwas Lebendiges und kann daher am besten von Mensch zu Mensch übertragen werden: Ein lebendes Vorbild, dem man nacheifert, ein Sokrates gewissermaßen für Alkibiades, ist fast unersetzlich. Vorgelebtes überzeugt. Die Entwicklung der Technik – man denke an die Buchdruckerkunst, an Film, Rundspruch, Fernsehen, aber auch an viele «Institutionen» – will den lebendigen Vermittler überflüssig machen, kann es aber nicht. Hier findet sich für die kleinste Ortschaft, wo aber die persönliche Beziehung noch spielt, die Gelegenheit, Kultur zu vermitteln und zu erwecken. Hier liegen auch die Möglichkeiten für den Lehrer, der weniger als eine Art «Institution» (was aber leider durchaus vorkommt!), sondern als ein lebendiger, kultur-erfüllter Mensch vor den Schülern stehen soll.

Die eigentlichen «Hochkulturen» sind gewöhnlich mit Namen und Wirken einer Stadt verbunden (Athen, Rom, Florenz, Paris usw.). Der Mensch ist aber trotzdem geneigt, die Städte allgemein für die Verderbnis der Kultur verantwortlich zu machen, das Bauerntum und überhaupt die einfachen Ordnungen des Lebens aber als Quellen wirklicher und beständiger Kultur zu rühmen. Dem ursprünglichen Sinn des Wortes entsprechend gäbe es keine «Kultur» ohne Land und Landbau.

Die Stadt wirkt tatsächlich zwiespältig: Sie fördert und zerstört. Wie die Großstadt ohne den ständigen Zuschuß von Menschen aus der Provinz nicht bestehen könnte, so kann ihre Kultur nicht gedeihen, ohne daß aus den nahen, einfachen Verhältnissen ihr ständig Kräfte zuströmen, die sie aber auf das Höchste steigert und veredelt.

«Dem Bunde die Kanonen, den Kantonen die Kultur», so heißt es gelegentlich; eine Formulierung, der die gefährliche Überzeugungskraft eines Schlagwortes zukommt. Keine bedeutende Instanz, mag es eine hohe oder tiefe, eine öffentliche oder private sein, ist vor Kulturaufgaben gefeit. Kultur ist sicherlich auch eine Angelegenheit der Schweiz als eines politischen Gebildes. Es widerspräche aber der grundlegenden Art unseres Landes, wenn alles Wesentliche von einer Stelle ausginge. Der Aargau insbesondere hatte von allem Anfang an Ursache, die gemeinsame Kultur und Bildung zu fördern; er war ja sonst nur ein Zusammenspiel ohne innerlichem Zusammenhang. Ausländer, die an größere Maßstäbe gewohnt waren, wie zum Beispiel Wolfgang Menzel, konnten in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts nicht genug den «Bildungsfimmel des Kulturkantons» verhöhnen.

Heute verlangen das Postulat Dr. Markus Roth und die Motion Robert Reimann, daß die Regierung dem Großen Rat eine Vorlage über die staatliche Kulturpflege unterbreite. Eine Expertenkommission widmet sich den Vorarbeiten für ein «Kulturgesetz». Sie hat die Kulturschaffenden kürzlich aufgefordert, wenigstens die «Umriss ihrer Utopie einer Argovia creatrix» zu zeichnen.

Damit wird nun allerdings die grundsätzliche Fragwürdigkeit der staatlichen Kulturpflege zur Diskussion gestellt. Nur schon das Wort «Kulturgesetz» klingt wie eine *Contradictio in adjecto*. Natürlich wird der Staat vor allem von außen her auf Kunst und Kultur einzuwirken suchen: Etwa durch Zuschüsse an die Drucklegung wichtiger Bücher, durch Ankauf von Bildern, durch Defizitgarantien gegenüber Musikern und Theaterleuten, durch Stipendien an werdende Künstler usw. Damit beschwört man aber Gefahren herauf: Als man seinerzeit anfang, Bilder in öffentlichen Museen zu sammeln, entstand sofort eine eher unerwünschte Museumskunst. Die Entstehung einer «Kunstkredit- und Kunstkommissionskunst» muß genau beobachtet und verhindert werden. Anlässlich der Ankäufe von Werken aargauischer Maler durch den Kanton erlebte ich in den vierziger Jahren sehr Merkwürdiges: Verschiedene Künstler mußten bei aller Fragwürdigkeit ihrer Kunst «berücksichtigt» werden. Die starre Ordnung des Staates erlaubte es nicht, wenigstens einen Teil des Kredites für bessere Gelegenheiten aufzusparen. Wollte man aber zwei Bilder von einem bewährten Maler kaufen, so wurde das als unerwünscht bezeichnet; es sei denn, daß man auch von andern je zwei Bilder kaufe. Ich fragte damals Herrn Regierungsrat Zaugg, welcher die kleine Kommission leitete:

«Unterstützt der Kanton eigentlich die Kunst oder die Künstler?»

«Das ist ganz klar: Die Künstler.»

Kulturell und künstlerisch hochstehende Zeiten «unterstützten» aber weder Kunst noch Künstler, sondern *brauchten* sie, hatten sie unbedingt nötig. Und das ist ein gewaltiger Unterschied!

Die erwähnte Expertenkommission ist sich bei allem hoffnungsvollen Eifer offenbar einer gewissen Fragwürdigkeit aller staatlichen Kulturbestrebungen bewußt. Das beweist schon der ironische Ton ihres Briefes an die kulturellen Kreise im Kanton: «... Es liegt uns ernstlich daran, Ihre Vision eines aargauischen Schlaraffenlandes der Dichtung, der Musik, der bildenden Künste, der Wissenschaften kennenzulernen ...»

*

Was kann man nun in den kleinern Verhältnissen der Gemeinden und der kulturellen Vereinigungen tun? Wahrscheinlich haben wir es schwer. Der berühmt-berüchtigte Graf Kayserling schreibt von der Schweiz: «Wenn sie nicht bald anerkennt, daß der Schweizer Durchschnittsbürger nicht Vorbild ist, so ist sie als Kulturfaktor erledigt und nurmehr dazu da, im Rahmen gesicherter Neutralitätsstellung Philister zu mästen.» Diese gräflich-schnoddrige Bemerkung war wenigstens in frühern Jahrzehnten nicht so weit von der Meinung jener literarischen Gäste entfernt, die sich in unsere aargauische Städtchen verirrtten:

Der berühmte Rezitator Ernst Possart spazierte vor seinem Rezitationsabend mit dem Präsidenten der literarischen Gesellschaft durch Alt-Aarau. Bei der Ecke Kronengasse-Metzgergasse schaute er zu den hübschen Dachgiebeln hinauf und meinte – lebenswürdig und verächtlich zugleich –: «Reizendes Nest! Wir werden was drein geben.»

Thomas Mann aber begann seine erste Vorlesung in derselben Stadt also: «Es gibt so viel Schweres auf der Welt, daß wir uns lieber der heitern Seite des Lebens zuwenden wollen ...»; und dann las er einige seiner harmlosesten Arbeiten vor. Die Aarauer nahmen allerdings Manns Vorlesung mit eisiger Zurückhaltung auf.

Die Kultur zu fördern ist heute auch deswegen schwer, weil sich vor allem die Frage erhebt: Welche Kultur? Die bildende Kunst, die Literatur und die Musik reichen wie zu keiner Zeit in das Unbegreifliche hinüber. Ein paar über die Leinwand zerstreute Papierfetzen (Jean Arp), nach den «Gesetzen» des Zufalls zusammengeflückte Sacktuchreste oder aufgeklebte, angebrannte Holz- oder Fournierabfälle («sacchi» und «legni» von Alberto Burri) sollen Bilder bedeuten: maschinell hergestellte Wörtermontagen, sogenannte stochastische Texte, aber «Gedichte».

Der moderne Mensch fühlt sich immer weniger sicher inmitten seiner Kul-

tur. Er hat zu oft erfahren, wie Abgelehntes, Unverstandenes später allgemein anerkannt, verstanden und berühmt geworden ist, als daß er noch den Mut zur eigenen Stellungnahme fände. Nur allzuviele halten sich nicht mehr im geringsten zuständig für die «Kultur» und vor allem für die «Kunst» und wissen nicht, daß sogar in der Ablehnung mehr kulturelle Bemühung stecken kann als in der resignierten Gleichgültigkeit. Wenige haben noch den Mut Ryffels, des ungemein volkstümlichen Musikdirektors am Seminar Wettlingen: Es war vor vielleicht 30 Jahren. In Baden führte der junge, spritzige Dirigent Blum zum Schlusse eines Konzertes ein Hindemith-Stück auf, erklärte aber schon vorher dem Publikum, daß er des bessern Verständnisses wegen die Nummer wiederholen lasse. Die Erklärung gab er deswegen, damit jeder, der das Stück nicht zweimal anhören mochte, den Saal verlassen könnte.

Die erste Aufführung war vorbei. Die Leute blieben stumm sitzen. Nur weit vorn räkelte sich einer etwas mühselig auf und wanderte langsam, aber entschieden zum Ausgang: Papa Ryffel.

Er hat sich «geirrt», wie man heute ziemlich zuversichtlich behaupten darf; und trotzdem gefällt mir sein Mut. Wer nicht mehr ein entschiedenes Nein sagen kann, kann auch nicht mehr ein entschiedenes Ja sagen.

Schwierigkeiten für die Kulturpflege abseits der Großstadt bereitet auch eine gute Verkehrslage. Selbst in Winterthur, einem bedeutenden Ort mit bemerkenswerter kultureller Eigenständigkeit, wird geklagt, daß Zürich fast alle Unternehmungen überschatte. Durch seine Anziehungskraft verhindere es zum Beispiel die Entstehung eines leistungsfähigen Theaters. Die Aufhebung der Entfernungen durch die modernen Verkehrsmittel verbindet sich in ihrer Wirkung nicht selten mit einem gewissen Snobismus, der immer höher geschraubte Anforderungen stellt und den kleinern Orten unmöglich macht, als Kulturzentren zu wirken. «Die Sonne überstrahlt die Sterne.»

Was kann man also tun? Es gibt Lesegesellschaften, welche die literarische Kultur zu fördern versprechen und hoffen; dörfliche und städtische Bibliotheken; verschiedenste Vereinigungen bieten Vorträge und Heimatabende, veranstalten Kurse. Um das Singen des Singens wegen (und nicht der Abendunterhaltung und der Wettbewerbe wegen) anzuregen, werden mancherorts Singabende durchgeführt. Gemeinden können Museen gründen, Chroniken führen lassen, die Niederschrift von Ortsgeschichten anregen, die Herausgabe von Heimatbüchern, Jahrbüchern, Neujahrsblättern usw. unterstützen. Um die Bewohner darüber hinaus in die Tiefe der Gedanken und in die Weite der Welt zu führen, können Volkshochschulkurse durch bestehende Vereinigungen oder durch eine besondere Gesellschaft eingerichtet werden. Mehr als dreißig Orte im Kanton Zürich kennen solche Kurse.

All das kann förderlich sein, und Kultur bedeutet ja Glauben an die Kulturfähigkeit des Menschen. Es kann sogar notwendig werden; denn die Flucht vor dem Lande ist zum Teil Flucht vor der Unkultur und der Unbildung. Es besteht bloß die Gefahr, daß man, wie viele Leute Wohltätigkeit mit Kauf und Verkauf von Abzeichen, das «Leben» mit «Betrieb», Bildung mit Schulung verwechseln, so Kultur und Abendunterhaltung (und sei sie auch kultureller Art) einander gleichsetze.

Vor allem bedenke man aber, daß ohne Bewußtsein der Werte, die in der Mundart sich verbergen und die in unserm Sprechen sich offenbaren sollten, wenig geleistet ist. In einem uralten Scherz läßt man die Leute sich wundern, daß in Paris schon die kleinen Kinder französisch reden können. Aber es ist wirklich erstaunlich, *wie* sie französisch reden. Offenbar deswegen, weil nur das Schriftdeutsche schulmäßig durchgenommen wird, fühlen wir uns für genaue Kenntnis der Sprache und Befähigung sie zu sprechen nur gegenüber der Schriftsprache verantwortlich.

Ein grobes Mißverständnis der Leute besteht, wie schon erwähnt, darin, daß sie glauben, Kultur finde sich nicht beim «gewöhnlichen» Volke. Kultur soll und kann man aber beim einfachsten Tun beweisen. Sie durchdringt das geistig-seelische Leben australischer Stämme, die fast gänzlich von den Gütern der Zivilisation entblößt sind (die ersten Missionare meinten hingegen, nackte Menschen müßten auch kulturlos sein). «Wer ist der weiseste und gelehrteste unter Allahs Dienern?», so fragt eine islamitische Legende und gibt zur Antwort: «Wer die Weisheit des Volkes mit seiner eigenen Seele zu vereinen weiß.»

Zur «Weisheit des Volkes», zu seiner Kultur gehört aber eben und vor allem die Sprache. Der schon einmal angezogene Graf Kayserling schrieb allerdings in seinem «Spektrum Europas» (Seite 286): «Es mögen im Laufe der Jahrtausende andere als germanische Dialekte auf Schweizerboden geredet worden sein – Aussprache und Tonfall waren gewiß schon bei den Pfahlbauern die gleichen und sie sind fürchterlich.» Diese «fürchterliche» Sprache ist unsere Sprache und damit die wichtigste Grundlage unserer Kultur und wert, genau studiert und mit letzter Verantwortung verwendet zu werden. Schätzen, nicht überschätzen wollen wir sie allerdings; ihren Reichtum wollen wir kennen, sie aber nicht andern Sprachen und Mundarten gegenüber herausstreichen.

Wenn Therese Keller in ihrem Kasperlitheater das Wort «Glungge» braucht, pflegt sie es für Sprachungewohnte mit «Pfütze» zu übersetzen. Nach einer Weile fügt sie aber gewöhnlich bei: «Doch d Glungge isch nässer.» Deutlich verrät sie damit, wie viel unmittelbarer, sinnenfälliger das

Mundartwort auf uns wirkt. Otto von Greyerz in seinem Buch «Mundart als Grundlage des Deutschunterrichtes» schreibt: «Der Grasblätz ist ein Grasblätz und keine Wiese; und so ist der Muni kein Zuchtstier, die Moore kein Mutterschwein, der Byslufk kein Nordwind und d Flachsere kein Flachsfeld.» Damit weist er auf eine allerdings allgemeine Erscheinung hin: Fast kein Wort einer Sprache ist dem Inhalt nach genau gleich dem Worte einer andern Sprache.

Ganz entfernt davon, besonders abgeschliffen und verbraucht zu sein, ist die Mundart nicht nur frisch, sondern auch ursprünglich. Als Kind pflegte ich zu lachen, wenn Küttiger Bauern mich aufforderten, auf ihrem Heufuder oder auf einem Schlitten zu «reiten» (z rite), Ich empfand, wie wenn sie das Wort fehlerhaft gebrauchten. Kluge aber schreibt: «Zu Grunde liegt gemeingermanisches *ridan* mit der allgemeinen Bedeutung der Fortbewegung.»

Als ich, ebenfalls im Kindesalter, zum ersten Mal das Wort «Wetterleuchten» hörte, wirkte es selbst als eine «Erleuchtung», die mir das scheinbar dumpfe und offenbar verdorbene Mundartwort «wätterleiche» erklärte. Auch das war ein grober Irrtum. Bei Wasserzieher lesen wir: «Unsere Stammesverwandten, die Norweger, haben die ursprüngliche Form *vederleik* bewahrt, und im Mittelalter hieß es noch bei uns *weterleich*. Beide gehen zurück auf die altgermanische Wurzel *laik*, das heißt tanzen.» – Aber Wasserzieher hätte den Blick nicht nach Norden zu wenden brauchen und bei uns das Wort «Leich» noch in voller Lebendigkeit antreffen können (me het de Leich neume äne).

Die Pflege der Mundart ist eigentlich nur ein Zweig unserer heimatkundlichen Bemühungen, die im schönsten Sinn Kulturbemühungen sind und die uns von keiner Großstadt abgenommen werden können. Nicht immer neue Äcker wollen wir urbar machen, sondern in unserm Acker tiefer graben.

Wer die Heimat kennt, wird sich nachher mit ganz anderer Einstellung der weitem Welt zuwenden: Es ist keine Kunst, in Rom vor einer Kirche des 17. Jahrhunderts zu verkünden: Diese Kirche ist barock. Aber beim einfachsten Türsturz im Städtchen das barocke Kunstgefühl zu erkennen, nachzuempfinden und zu deuten, ist hundertmal schwieriger – und das soll und muß der Heimatkundige. Aber wie sehr wird er, der diese Empfindsamkeit ausgebildet hat, später die Größe des Barocks in Rom empfinden! Wie wichtig ist also die sozusagen heimatkundliche Einführung. Wie nötig ist es, im Kleinen, Nahen sich für das Große, Ferne auszubilden... Und Ähnliches gilt allgemein für das persönliche Bemühen um kulturelle Leistungen: Wieviel tiefer wird jener die Symphonie empfinden und verstehen, der die Sonatine erarbeitet und in ihrem Reichtum erfaßt und erfühlt hat.

Damit ist schon angedeutet: Beim Heimatkundlichen darf man nicht stehen bleiben; es erfüllt seinen Zweck nur, wenn man von ihm als einem sichern Bezugssystem in die Weite hinaustritt. Darüber wäre allerdings noch viel zu sagen.

Charles Tschopp

Badener Schulanekdoten von Adolf Haller

Aus der Ruhe aufgestört. Im Jahre 1927 war ich eingeladen worden, an einer Elternversammlung über Pestalozzi zu sprechen. Der Vorsitzende, ein Doktor der Philosophie, sagte in der Einführung: «Der hundertste Todestag Pestalozzis ist zwar schon um einige Tage überholt. Trotzdem wollen wir diesen Mann heute abend noch einmal anhören, um ihn nachher wieder seiner Ruhe überlassen zu können.»

Der Stadtschreiber als Schüler. Dr. Raschle, der in jungen Jahren zum Stadtschreiber gewählt worden war, wirkte wegen seiner kleinen Gestalt noch jünger als er wirklich war; trotzdem hat er es bekanntlich später bis zum Hochschullehrer gebracht. Bei einer Probelektion setzte er sich mit den Stadträten und Schulpflegern in eine der hintern leerstehenden Schulbänke. Gegen das Ende der Lektion wandte sich der Kandidat plötzlich an ihn und tadelte ihn vorwurfsvoll: «Jetzt sitzt du da und hast die ganze Stunde noch kein einziges Wort gesagt. Konjugiere mir das nächste Verb!»

Der Herr Stadtkanzler schoß augenblicklich in die Höhe und legte los: «J'espère, tu espères, il espère...»

Ein Großteil der Magistraten mußte das Zimmer verlassen, so krümmte es sie vor Lachen. Und der arme Kandidat konnte zusammenpacken.

Die mißverstandene Hilfe. Der unvergessene Hans Siegrist erzählte gerne, wie ihm einmal eine Geste des Helfens mißdeutet wurde. Die Lehrerin plagte sich mit einer schwachbegabten Erstkläßlerin ab. Als das Kind nicht begreifen wollte, wieviel übrigbleibt, wenn man von fünf vier abzieht, hielt der Visitor, damit man endlich vom Flecke käme, leicht einen Finger auf. Und augenblicklich meldete sich die Rechnerin: «Fräulein, der Herr Späcker muß use!»